

Stillstand

Als es zum dritten Mal Dienstag war, wusste ich, dass etwas nicht stimmte. Ich schaute selten auf den Kalender, vielleicht hatte ich es aus diesem Grund erst so spät bemerkt. Oder ich war einfach zu naiv, um zu glauben, dass die Zeit stillsteht. Denn das tat sie. Einfach so, ohne Vorwarnung. Schon seit zwanzig Tagen. Konnte ich das überhaupt so einfach sagen? Theoretisch steht die Zeit erst seit gestern still, das ist nur eben schon zwanzig Mal passiert. Ich war mittlerweile zu schlau, um zu glauben ich könnte einen einfachen Weg aus diesem Kreislauf finden. Ich hatte schon alles versucht, um diesem endlosen immer und immer wieder zu entkommen. Ich fing klein an - nahm einen anderen Weg zur Schule. Wenn nicht alles genauso passiert wie gestern, so dachte ich, kann gestern ja nicht noch einmal passieren. Die darauf folgenden Male schwänzte ich immer die Schule, sprach – als sei es das Normalste der Welt – Menschen auf Latein an, trug meinen Pulli verkehrt herum, tanzte auf der Straße bis mich beinahe ein Auto überfuhr und durchquerte die Stadt mit allen möglichen Verkehrsmitteln – hin und zurück. Doch jedes Mal, nachdem ich mich abends schlafen legte, weckte mich am Morgen mein verdammter Wecker, auf dem die Zahl 11 leuchtete, gefolgt von Monat und Jahr: September 2001. Also hatte ich am zehnten Tag die Idee, einfach nicht schlafen zu gehen. Wenn ich nicht schlief, konnte ich schließlich auch nicht aufwachen. Als ich abends in meinem Bett saß und mit Blick auf den Wecker die Sekunden zählte, wusste ich, dass es funktionieren würde. Doch als die 23 sich zu zwei Nullen verformte, blieb die 11 unten links in der Ecke unverändert. Mittlerweile verfolgt diese verdammte 11 mich in meinen dunkelsten Träumen und geht mir tagsüber nicht aus dem Kopf. Am fünfzehnten Tag erreichte ich den Gipfel meiner Verzweiflung und schluckte die halbe Packung Aspirin meiner Mutter, die sie im Spiegelschrank des Badezimmers hinterlassen hatte, bevor sie nach Boston geflogen war. Für einen Moment wurde mir schwarz vor Augen und ich dachte, das sei es gewesen, doch das nächste an das ich mich erinnern konnte, war die leuchtende 11 auf meinem schellenden Wecker. Wenn man zwanzig Mal hintereinander den gleichen Tag erlebt, verliert man schnell den Verstand. Vor Allem, wenn man jedes Mal aufs Neue mit dem gleichen Alptraum konfrontiert wird. Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Eine einfache Analoguhr, welche mir keine Auskunft darüber geben konnte, ob heute der 11. September war, oder nicht. Das beruhigte mich. Halb neun. Der Himmel war für einen Septembertag ungewöhnlich blau und die wenigen Wattebauschwolken ließen genug Sonnenlicht durch, dass die Straßen von glitzernden Strahlen erhellt wurden. New York von seiner besten Seite. Noch fünfzehn Minuten und dieser Eindruck würde sich rasch verändern. Ich machte mich auf den Weg zur nächsten U-Bahn-Station. Zu oft schon hatte ich die folgenden Momente erlebt - ich wollte jetzt nicht auch noch hautnah dabei sein. Ich wusste nicht genau, welche Linie ich nahm. Hauptsache so weit weg von der Stadtmitte, wie möglich. Weg von der Stadtmitte hieß für mich aber auch, weg von Zuhause. Ich würde es nicht

ertragen können, unsere Wohnung so verstaubt zu sehen. Am letzten Stopp verließ ich die Bahn und suchte das nächstbeste Diner auf. Das Fernsehgerät in der Ecke des Raumes gab kaum hörbar Britney Spears nervige Stimme von sich als ich mich an einem Tisch niederließ. Ich schaute auf die Uhr an meinem Handgelenk. 3... 2... 1... Der Fernsehbildschirm zitterte und es zog sich ein rotes Banner darüber. „Breaking News“ hieß es. „Mach mal lauter, Frank.“, ertönte eine kratzige Männerstimme aus der hinteren Ecke des Diners und ein Kellner drehte hastig an einem der Knöpfe am Gerät. Auf einmal wünschte ich mir Britney Spears nervige Stimme zurück. Diese wäre ertragbarer gewesen als das, was ich jetzt hören würde: „...erschreckende Neuigkeiten aus dem Stadtzentrum New York Citys. Das Passagierflugzeug Flug 11 der American Airlines kollidierte vor einigen Sekunden mit dem Nordturm des World Trade Centers. Nach aktuellen Informationen scheint die Kollision ein Unfall gewesen zu sein. Die Chancen auf überlebende Passagiere der Maschine stehen schlecht, doch wir warten auf weitere Informationen. Wir übertragen Live-Bilder der aktuellen Situation...“ Es trug sich zu wie jedes Mal. Die Menschen sprangen auf, in ihren Augen glänzte eine Mischung aus Unglaube und Schock. Wenn so etwas Katastrophales geschieht würde ich auch erst nicht dran glauben wollen. Doch nachdem ich es jetzt schon zum zwanzigsten Mal miterleben musste, war es schwierig, nicht daran zu glauben. Ich erinnerte mich daran, was meine Mutter am Telefon zu mir gesagt hatte, kurz bevor sie an Bord des Flugzeugs gegangen war. Ich sollte mein Zimmer aufgeräumt haben, bevor sie zurückkehren würde. Und die Wäsche sollte ich auch noch machen. „Ja, Mama“, hatte ich gestern entgegnet (und damit meinte ich das echte gestern - den 10. September). „immer musst du mir alles vorschreiben. Tu dies, Jack, tu das. Ist ja nicht so als hätte ich selbst noch Sachen für die Schule zu erledigen, Mama. Nicht meine Schuld, wenn du immer unterwegs und kaum bei mir zuhause bist.“ Sie hatte dann einfach so aufgelegt. Ich wünschte mir nichts auf dieser Welt lieber, als in der Zeit zurückzureisen um ihr zu sagen, wie lieb ich sie habe und sie anzuflehen nicht in diesen scheiß Flieger zu steigen. Denn jetzt konnte ich sie nicht einmal mehr zurückrufen um mich bei ihr zu entschuldigen. Wieso musste sich genau dieser Tag endlos wiederholen und nicht gestern? Wenn ich gestern hätte ändern können, hätte mir das mehr gebracht, als Tag für Tag im Fernsehen mitzuerleben, wie das Flugzeug, in dem sich meine Mama befand, in das World Trade Center kracht und lichterloh in Flammen aufging.

Gegen Abend trugen mich meine Schritte aus dem Diner. Mittlerweile war es überfüllt mit angsterfüllten Menschen, die auf der Suche nach einem sicheren, staubfreien Ort gewesen waren. Hinter mir hörte ich einen drängenden Ausruf, dass ich nicht nach draußen gehen solle, dass ich dort sterben würde. Ich ignorierte es und trat auf die geräumte Straße. Dort zog ich die verdreckte Luft in meine Lungen, sodass mir auf der Stelle schwindlig wurde und ich husten musste. Ich war fast froh, dass mir pünktlich um Mitternacht und nach einigen schmerzhaften Minuten auf dem gigantischen Friedhof namens New York City schwarz vor Augen wurde.

Als mich die leuchtende 11 am nächsten Morgen in Begleitung eines durchdringenden Klingelns aus dem Schlaf riss, fühlte es sich so an, als würde ich aus einem Alptraum in einen noch schlimmeren gezogen werden. Anders als an den vergangenen Vormittagen verspürte ich keinerlei Motivation, auch nur einen Fuß aus dem Bett zu setzen. Normalerweise würde ich mich bemühen, so schnell wie möglich das Haus zu verlassen, um zu verhindern, mich in der Reichweite der Katastrophe zu befinden, doch nun war es mir gleich. Sollten Schutt und Asche mich doch in unserer Wohnung vergraben – etwas dagegen tun konnte ich sowieso nicht. Ich würde sowieso am Morgen wieder von dieser verdammten leuchtenden 11 geweckt werden, als sei nichts Besonderes passiert. Ich döste ein paar Minuten und lies mich von der Spätsommersonne bestrahlen (schon bald würden die Staubwolken kein Sonnenlicht mehr hindurch lassen). So sehr ich mich konzentrierte, konnte ich das stete Ticken in meinem Kopf nicht abschalten. Mit jedem Tick und jedem Tack kam der Flieger mit Mama an Bord New York ein Stückchen näher. Erst jetzt, mit meinen fünfzehn Jahren, wurde mir klar, dass jede Sekunde, in der Mama nicht bei mir gewesen ist, eine verschwendete war. Denn nun war keine Sekunde mehr übrig. Eine Träne lief mir seitlich über die Nase und sickerte in mein Kopfkissen. Verdammt. Ich hievte mich schwerfällig aus dem Bett und ließ mich von meinen Füßen die Treppe hinunter ins Wohnzimmer tragen. Dort angekommen schaltete ich den Fernseher ein und ließ MTV laufen. Vielleicht würde die Musik mich etwas ablenken können. Ein Lied aus den Achtzigern, welches ich nicht kannte, stimmte an.

Durch die Wohnzimmertür hörte ich im Flur das Telefon schellen. Nachdem ich zwanzig Mal eine andere Version des gleichen Tages erlebt hatte, wunderte ich mich fast, dass jemand bei uns Zuhause anrief. Das musste heißen, dass das Telefon jetzt zum einundzwanzigsten Mal schellte und ich noch nie zuvor abgehoben hatte. Selbst jetzt war ich mir nicht sicher, ob ich abheben wollte - irgendetwas hielt mich immer davon ab, abzuheben, wenn mich jemand anrief. Vor allem, weil ich nicht wusste, wer sich am anderen Ende der Leitung befand. Doch irgendetwas zog mich in die Küche und vor die Wand, an der das Telefon hing. Es schellte noch immer. Ring... Ring... Ring... War der Anruf für Mama bestimmt? Mir fiel niemand ein, der mich um diese Zeit anrufen wollen würde. Ohne Worte hob ich ab.

„Hey!“, erklang eine durch Funk verzerrte, aber weiche Stimme am anderen Ende der Leitung. All meine Gefühle trafen mich hart wie eine Faust ins Gesicht, als ich realisierte, dass meine Mutter mit mir sprach.

„Bist du das, Jack? Kannst du mich hören?“ Beinahe vergas ich, ihr zu antworten.

„Mama?“ Mühsam versuchte ich die Tränen in meiner Stimme zu verstecken.

„Ich bin auf dem Weg nach New York“ Trotz der Bedeutung ihrer Worte blieb ihre Stimme ruhig und beherrscht. „Anscheinend wurde unser Flugzeug entführt, also bin ich mir nicht sicher, ob ich nach Hause kommen werde.“

Ich konnte mir nicht vorstellen, was sie gerade fühlte. Wusste sie, dass ihr Flugzeug abstürzen würde? In weniger als - ich warf einen kurzen Blick auf meine Armbanduhr - in weniger als drei Minuten... Drei Minuten... Drei Minuten... Im Hintergrund spielte MTV Britney Spears. „Mama“ Ich musste die Worte aus mir herauszwingen, doch sobald ich anfang, zu sprechen, flossen sie aus meinem Mund wie ein Wasserfall. „Hör zu, ich nehme zurück, was ich dir gestern gesagt habe. Das mit dem Herumkommandieren und so - du weißt schon. Ich hätte dich nie in diesen verdammten Flieger steigen lassen sollen.“ Nun konnte ich die Tränen nicht mehr aufhalten. Sie flossen ungehemmt meine Wangen hinab und durchnässten den Kragen meines Shirts.

„Ich weiß, Jackie, mach dir keine Sorgen, alles wird okay-“

Nichts wird okay, wollte ich ihr sagen, doch ich wollte sie keinesfalls beunruhigen. „Es tut mir so leid, Mama. Du hast das alles nicht verdient.“ In diesem Moment wünschte ich mir nichts lieber, als auf der anderen Seite des Telefons zu sitzen und zu wissen, dass meine Mama überleben wird. So gerne würde ich die Plätze mit ihr tauschen. Für eine Weile herrschte eine solche Stille zwischen uns, dass ich Angst hatte, dass der Flieger schon ins Gebäude gekracht sei.

“Ich hab dich lieb, Jack. Mach dir keine Sorgen um mich, okay?“ Der Kloß im Hals wurde so dick, dass ich dachte, ich könne kein Wort aus meiner Kehle zwängen, doch wenn ich ihr nicht antwortete, würde ich es für jeden Tag meines Lebens bereuen.

„Ich hab dich auch lieb, Mama. Ich hab dich auch lieb.“, schluchzte ich und glitt an der Wand hinunter. Ich klammerte mich mit beiden Händen an den Hörer und als die Zeiger meiner Armbanduhr viertel vor neun anzeigten, brach die Verbindung ab.

Ich wusste nicht, wie lange ich dort auf dem Küchenboden gelegen hatte, doch es war lange genug, um eine dichte Staubwolke durch das offene Wohnzimmerfenster gleiten zu sehen. Meine Füße trugen mich daran vorbei in mein Zimmer, welches dunkler war als zuvor, denn die Sonnenstrahlen fanden nicht mehr ihren Weg durch die verschmutzte Luft. Vielleicht war es all der Staub, den ich eingeatmet hatte, oder mein Körper wollte der Situation einfach so schnell wie möglich entkommen, denn irgendwann schlief ich ein. Das Schellen meines Weckers riss mich aus dem Schlaf. Meine halbgeöffneten Augen fielen auf die leuchtende Zahl, die das aktuelle Datum angab. Nachdem ich einundzwanzig Mal von der gleichen leuchtenden 11 geweckt wurde, leuchtete dort nun unverkennbar eine zwölf.